Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 35. Bydgoszcz/ Bromberg, 13. Februar 1938

Menschen unterwegs

Roman von Hanna Passer

(22. Fortsetzung.)

Dagegen gibt es für Burkhardt keine Ablehnung. Rechtsanwalt Rainer ist der Chef. Der überaus geschätzte, sehr sympathische Chef, mit dem man sich in gegenseitigem Entgegenkommen gütlich geeinigt hat über den Austrittstermin, der es ermöglichen soll, in die Handelsgesellschaft einzutreten, deren Schöpfer wiederum dieses Chefs bester Freund ist.

Und zum Überfluß gibt Felicitas jetzt noch als Trumpf darauf:

„Herr Helbing hält natürlich auch mit."

Burkhardt murmelt also Dank und Bereitwilligkeit.

Inzwischen hat man das Rainerhaus erreicht.

Burkhardt sucht seinen Arbeitsraum auf, aber Felicitas kann nicht sogleich zu Bernd.

„Herr Doktor hat gerade eine Besprechung", meldet Gödicke und fragt voll Ehrerbietung, ob und wo das gnädige Fräulein zu warten wünsche.

„Bei Ihnen, Herr Bureauvorsteher," entscheidet Felicitas in leutselig-lächelnder Herablassung, „wenn es Sie nicht stört."

Gödicke ist verwirrt ob solcher Ehre. Belustigt beobachtet Felicitas die geschäftige Verlegenheit, mit der er ihr in seinem Bureau einen möglichst bequemen Platz zu schaffen sucht.

Sie macht sich gar nichts daraus, ein wenig hier zu warten. Sie ist glänzend gelaunt, weil ihr nun endlich wieder, nach langer Zeit aufgezwungener Enthaltsamkeit, ein Vergnügen größeren Stils winkt, wie sie es liebt. Unerträglich ist ihr die langweilige Gleichförmigkeit ihres Brautstandes. Bernd war bis jetzt nicht zu bewegen gewesen, ein Tanzlokal aufzusuchen. Nun, heute wird er wohl oder übel müssen; denn er wird sich schwer hüten, sich bloßzustellen, indem er sie vor seinem Referendar gewissermaßen Lügen straft. Das hat sie wieder mal fein eingeleitet. Auch Helbing wird, wenngleich zähneknirschend, so doch brav antreten müssen. Drei elegante Herren, mit denen sie im „Eden" erscheinen wird. Stattliche Erscheinungen, zum Teil auch im besten Sinne bekannte. Ein glänzender Rahmen für sie, der heute vom Marbach-Atelier das Spitzenkleid geliefert wurde, eine getreue Kopie des in den Büchern genau notierten Modells von Frau Dr. Rainer. Das sind so die kleinen Gemütserregungen, die Felicitas Olgers' Temperament sich schafft während dieser schläfrigen Wartezeit bis zu ihrem Einzug ins Rainerhaus.

Genüßlich saugt sie an der starken englischen Zigarette, die sie mit besonderer Vorliebe raucht.

„Wenn gnädiges Fräulein sich jetzt zu Herrn Doktor bemühen wollen?"

„Vielen Dank, lieber Gödicke." Wieder schenkt Fillicitas dem unterwürfigen Männchen einen huldvollen Blick und rauscht vorbei an seiner tiefen Verbeugung.

Bernd empfängt sie mit vollendeter Ritterlichkeit, aber ohne jenes besondere Beglücktsein, das ihr — obwohl oft leise bespöttelt — gerade heute wünschenswert gewesen wäre.

Sie tändelt mit ihren Handschuhen, ein graziöses, feines Fingerspiel.

„Ich komme nur auf einen Sprung, Bernd. Weiß ja, daß du vor Sonnabendmittagsschluß noch viel zu tun hast. Wollte nur etwas für den Nachmittag besprechen . . ."

„Bitte . . ." wirft er so müde ein, daß sie nun doch aufmerksam in seinen trüb verhangenen Augen forscht.

„Was hast du denn, Bernd? Siehst ja aus, als wäre dir die Petersilie verhagelt."

„Schlimmer, Fee, viel schlimmer . . ."

„Geschäftlich . . .?" Aufflackernder, ängstlicher Argwohn läßt Felicitas diese Frage hervorstoßen.

Des Mannes schweres Nicken beruhigt sie sofort.

„Mein Gott, auch der große Rainer muß eben mal einen Prozeß verlieren. Das ist doch kein Grund, um wie das Leiden Christi auszusehen."

Felicitas' Ungeduld wird zur Verständnislosigkeit, als sie erfährt, was die Gemüter hier bewegt; daß nämlich der Strafgefangene Hugo Lensing sich in seiner Zelle in Tegel erhängt hat.

„Na ja, so etwas passiert eben. Was hat der Kerl denn eigentlich ausgefressen gehabt?"

Bernd versucht, ihr den Fall menschlich zu erklären, wirbt mit starken Worten um ihr Mitleid mit diesem schwachen, verirrten Menschenkind, dessen hartes Los Dina nach Möglichkeit zu mildern versuchte und auch gemildert hat, so lange sie lebte . . .

„Also, genug von diesen unerquicklichen Dingen," ruft ihn Felicitas', ihm heute seltsam scharf erscheinende Stimme in die Gegenwart zurück. „Hole mich heute nachmittag aus der Pension ab. Bringe auch Helbing mit — wir gehen dann zum 5-Uhr-Tee ins „Eden"."

„Aber Fee, du weißt doch, daß ich . . ."

„Ich weiß, daß du dich lange genug dieser geradezu klösterlichen Zurückhaltung befleißigst und auch mich, länger als nötig, dazu verurteilt hast. Ich glaube der Form dürfte doch nun wohl schon Genüge geschehen sein. Schließlich ist inzwischen der Respektsmonat reichlich abgelaufen. Und sie war ja gar nicht deine Frau. Ich aber bin jung . . ."

„Fee, liebe, geliebte Fee, dein Recht soll dir bestimmt werden. Ich lebe doch nur für dich. Aber gerade heute . . ."

„Warum nicht gerade heute?! Vielleicht gar wegen Lensing!?"

„Du bist verstimmt und gereizt, Fee."

„Das ist deine Schuld, Bernd. Ich war ganz vorzüglich gelaunt, als ich mit Burkhardt die Verabredung zum 5-Uhr-Tee traf."

„Mit Burkhardt? Wieso denn das?"

„Bin ihm zufällig begegnet; wir sind dann zusammen hierhergegangen und dabei habe ich ihn eben in deinem

Namen aufgefordert, heute nachmittag mitzuhalten. Schließlich wird er doch Helbings Geschäftsnachfolger, nicht wahr, und wird später in unserem Haus verkehren. Ich habe ihm übrigens gesagt, daß Helbing ebenfalls mit von der Partie sein wird."

„So . . . na ja, dann muß es wohl auch schon dabei bleiben. Wir werden dich also pünktlich abholen, der Franz und ich . . ."

„Aber mit freundlichem Gesicht! Das möchte ich mir ausgebeten haben, sonst . . ."

Sie zwingt dem Mann die Glut ihrer Augen auf, die etwas von dem verhaltenen Feuer eines Vulkans haben, etwas Geheimnisvolles, Gefährliches, Lockendes . . .

Ein Funke dieses Feuers springt auf ihn über . . .
Er steht in Flammen.

Erglüht in heißer Leidenschaft für die Frau, in der nichts anderes lebendig ist, als eisigkalte Berechnung . . .

*

Felicitas ist zufrieden . . .

5-Uhr-Tee auf dem Dachgarten des Edenhotels! Die geliebte, so lange schmerzlich vermißte Atmosphäre! Sie ist in ihrem Element.

Die zarten Flügel der meisterhaft modellierten schmalen Nase erzittern genußvoll. In vollendeter Anmut löst sich ihre Körperhaltung im Rhythmus der Jazzmusik. Jede ihrer Bewegungen ist von bestrickender Grazie. Sei es das Neigen des klassisch-schönen Kopfes, sei es die kleine Geste mit der sie die Silberkanne hebt, um den Tee in die breiten Schalen zu gießen . . .

Sie ist hinreißend schön in dem kostbaren Spitzenkleid, bei dessen unvermutetem Anblick ein eisiger Schrecken Helbing befallen hatte. Ihre grausame Genugtuung darüber beflügelt ihre heutige Triumphstimmung . . .

Ein berückender Schwung ist in ihrem Wesen. Selbst Burkhardt, dem Rechtsanwalt Rainers Braut vom ersten Augenblick an eine heftige, instinktive Abneigung einflößte, kann sich des unmittelbar starken Eindrucks nicht erwehren, den sie an diesem Ort, wo gepflegte Schönheit, kultivierter Luxus und vollendete Eleganz sich ein Stelldichein geben, in auffallender Weise hervorruft. Sie ist unleugbar der Zielpunkt bewundernder Blicke der Herren, und der weibliche Neid verliert seine Spitze angesichts dieser von drei vorbildlich eleganten Herren begleiteten Schönheit.

Felicitas ist sehr zufrieden . . .

Und Bernd ist in einem Taumel befangen.

Auch das fühlen Felicitas' gespannte Nerven. In ihren großen Katzenaugen, diesen überhitzten, gefährlichen Lichtern, gleißt die Freude am Spiel . . .

Wie von ungefähr legt sie ihre kühle Hand auf die heiße des Mannes, die in nervösem Fingerspiel auf der Tischkante ruht. Und doch ist diese Geste eine Besitzergreifung. Triumphierend blitzt dabei der große Brillant auf der habgierigen schönen Frauenhand. In prächtigen Strahlenbündeln seines Leuchtfeuers funkelt der edle Stein seine Kostbarkeit.

Sein Anblick versöhnt Felicitas immer wieder mit den „Schrullen" ihres Verlobten.

Und so ist ihr Wunsch, jetzt mit ihm zu tanzen, nicht nur von Koketterie eingegeben.

Erregender noch als zuvor empfindet Bernd bei diesem Englischen Walzer die herzpochende Nähe der geliebten Frau; weltentrückt inmitten des dichten, lauten Vergnügungstrubels der großen Stadt . . .

Gar mancher Blick folgte dem schönen Paar. Und auch Burkhardt und Helbing sehen ihm nach.

„Ich kann und kann mich dabei eines unguten Gefühls nicht erwehren . . ." sagt langsam und zögernd der Jüngere.

„Das endet bestimmt katastrophal", entgegnet rasch mit schwerer Bestimmtheit der andere.

„Und in dieser Überzeugung können Sie Ihren Freund verlassen?!"

„Ja, mein lieber Burkhardt, weil ich nämlich einsehen mußte, daß ich hier doch nichts zu helfen oder auch nur zu ändern vermag . . . Sie können mir ruhig glauben, daß diese bittere Erkenntnis mir recht schmerzlich ist . . ."

Der Tanz ist zu Ende. Bernd und Felicitas kehren wieder an den Tisch zurück . . .

In gnädiger Stimmung bittet Felicitas Helbing um eine Zigarette. Beflissen reicht Burkhardt ihr Feuer. Sie will auch ihn mit einem Lächeln beglücken, als ihr Gesicht plötzlich — nach einem ersten unbeherrschten Ausdruck ausweglofer Angst — in Maskenhaftigkeit erstarrt. Erstaunt gewahrt es Burkhardt; bemerkte ihr jähes Erblassen, ihren zitternden Atem . . .

Mit dem unmittelbar folgenden Wiedereinsetzen der Musik verbeugt sich ein Herr vor Felicitas, dem sie wortlos, mit seltsam automatenhaften Bewegungen aufs Tanzparkett folgt. Bernd sieht etwas befremdet drein, Helbing interessiert, Burkhardt aufs äußerste gespannt. Keiner der drei Herren sagt ein Wort. Sie betrachten lediglich eingehend Felicitas' Partner, dessen breite Lippen unter dem englischen Schnurrbart sich in Worten bewegen, zu denen die in seinen Armen wie hingeweht ruhende Frau ab und zu nickt, indes ein mühsames Lächeln auf ihrem Gesicht klebt.

Ist sie im Walzer mit Bernd gleichsam schwebend über die Tanzfläche geglitten, so scheint der jetzige Boston Felicitas körperlich schwer anzustrengen; denn winzige Schweißperlen sammeln sich auf ihrer Stirn, darin eine feine Falte der Qual ihre Furche zieht. Kleine Anzeichen. Erspäht nur von Helbings Argwohn und Burkhardts Wachsamkeit, jedoch übersehen von Bernds ahnungsloser Vertrauensseligkeit.

„Herr Magnus Dröge", stellt nach beendetem Tanz Felicitas mit seltsam bedeckter Stimme ihren Partner vor.

Dieser neigt den gut geformten Kopf, dessen schwarzes Haar eng angebürstet ist. Seine kleinen, fast bernsteingelben Augen unter mongolisch schräg gezeichneten Brauen erzwingen die Aufforderung, Platz zu nehmen. Die Worte, die hierauf gewechselt werden, erwähnen seine in Nizza mit Professor Olgers und dessen Tochter geschlossene Bekanntschaft, der soeben — nach Jahren — dieses unvermutete Wiedersehen gefolgt sei. Um diese Tatsache ranken sich dann banale Redensarten, gleichgültige Unterhaltung. Magnus Dröge zeigt sich dabei als formvollendeter Weltmann; verbindlich, gut unterrichtet und in jeder Beziehung durchaus auf der Höhe.

Ein Weltbummler — urteilt Bernd.

Ein Außenseiter der Gesellschaft — sagt sich Burkhardt.

Ein Mann, mit dem man rechnen muß — erkennt Helbing.

Die Gefahr — fürchtet Felicitas.

„Darf ich bitten?!" fordert Helbing Bernds Braut zum nächsten Tanz auf.

Was bleibt Felicitas anders übrig, als dem nur ihr verständlichen Befehl zu gehorchen, der im Grunde dieser für Uneingeweihte so unverfänglich lautenden fragenden Bitte gebietet.

Helbing ist ein guter Tänzer. Sicher und geschickt führt er seine Partnerin. Diesmal hat er das Übergewicht. Das weiß er und eröffnet darum das Gefecht:

„Nicht gerade erbaut vom Auftauchen Ihrer alten Reisebekanntschaft, Fräulein Olgers?"

Felicitas schweigt mit verkniffenem Mund.

„Fürchten wohl Unannehmlichkeiten von ihm?"

Felicitas bleibt stumm: betrachtet nur lauernd, aus forschenden, glimmenden Augenschlitzen ihren glänzend gerüsteten Gegner.

„Kann wohl vorübergehend indiskret werden, dieser Dröge, hm . . .?"

Felicitas antwortet auch jetzt noch nicht, aber ihr Tänzer fühlt das merkliche Schwerwerden ihrer biegsamen Gestalt.

„Hören Sie", sagt Helbing in plötzlichem Ernst, Spott und Hohn beiseite lassend, „ich will Ihnen gegen diesen Mann helfen, oder auch für ihn. Ganz wie Sie es brauchen und wollen."

Ein Irrlichtern liegt in Felicitas' meergrünen Augen, als sie sich endlich die Entgegnung abringt:

„Und welchen Preis fordern Sie für diese Ihre Hilfe?"

„Sie geben Bernd auf."

„Sonst nichts?"

„Nein. Das heißt, es muß natürlich in einer Form geschehen, die ihn am wenigsten leiden läßt."

„Sie schätzen demnach die Narkose als unerläßliches Hilfsmittel durchgreifend schwerer Operationen, Herr Helbing?"

„Wenn Sie wollen, können Sie es auch so ausdrücken. Das ist aber keine Antwort auf meine präzise Frage, Fräulein Olgers."

„Tja . . . Ihr geschätztes, freibleibendes Angebot . . was soll ich bloß dazu sagen . . .?

„Ja oder nein. Eine andere Entscheidung gibt es da nicht. Und zwar noch während dieses Tangos; denn später verliert sie ihre Gültigkeit."

Starr, bis zur Undurchdringlichkeit gehämmert sind Helbings Züge. Deutlich fühlt Felicitas seine Entschlossenheit und setzt ihren ganzen eisernen Trotz dagegen. Sie gibt keine Antwort mehr.

Und er stellt keine weitere Frage.

Je länger dieses feindselige Schweigen dauert, um so bedrohlicher wird seine dunkle Schwere . . .

(Fortsetzung folgt.)

Börjes Brautfahrt.

Skizze von Werner Jörg Lüddecke.

Als der Mond zum zweiten Mal nach dem Tode Raunis, der Alten, über der Bucht ab- und zugenommen hat, schnürt Börje eines Tages sein Bündel und nimmt die Schlittschuhe vom Haken. Früh am morgen tut er das, noch flimmern die letzten Sterne am Himmel. Eino Partanen, der Vater, sieht ihm zu. Er reicht ihm auch dieses und jenes von den Dingen, die zu einer Reise nötig sind. Die warme Felljacke, Handschuhe, Brot und gedörrte Fische. Dann gehen die beiden hinunter an den Rand der Bucht.

„Zum Taumond bin ich wieder zurück", sagt Börje, als er sich die Schlittschuhe an die Füße schnallt: „Ich fahre über die Bucht nach Joenii."

Der Alte nickt. „Ja, es ist gut, wenn wieder eine Frau in die Hütte kommt." Er steht am Ufer und sieht dem Jungen nach, wie der mit kräftigem Armschwung dahinfliegt. Dann wendet er sich um und geht zurück, mit dem Schritt jemandes, der ein gutes Tagewerk getan hat und nun ausruhen will.

Als der Abend herniederkommt, schnallt Börje am jenseitigen Ufer seine Schlittschuhe von den Füßen und geht in das Dorf Joenii hinein. Unterwegs trifft er einen Mann mit einer Last Holz. Es ist Hartikka, der Bauer, der ein gutes Haus, reiche Felder und auch Vieh hat. Die beiden kommen ins Gespräch.

„Jasso, von jenseits der Bucht bist du", sagt Hartikka. „Ich kannte auch einmal einen Mann von drüben."

Und Börje, der Fischer, sagt: „Rauni, die Mutter, ist vor zwei Monden gestorben. Ihre Kammer ist leer."

„Jasso", sagt Hartikka, „ich habe zwei Töchter. Du kannst bei mir bleiben über Nacht."

Dann stehen sie in der Diele von Hartikkas Haus. Börje sieht sich um. Es ist alles in guter Ordnung. Sogar zwei Angelruten sind da. Börje, der Fischer, prüft sie und nickt. Dann gehen sie in die Stube, in der zwei Mädchen am Spinnrocken sitzen. Sie erröten, als sie den Fremden sehen, und das Garn gerät ihnen ein wenig in Unordnung. Börje bemerkt es gar nicht, und auch Hartikka, der Bauer, sieht darüber hinweg.

„Börje Partanen ist da", sagt Hartikka. „Er ist von jenseits der Bucht und bleibt hier zu Gast." Die Mädchen, die Raili und Kirsti heißen, stehen auf und geben Börje die Hand. Sie sind fast eben so groß wie er, haben breite Schultern und eine glatte Haut. Aber die besseren Augen hat Kirsti. Ihr Blick ist ruhiger und weicht nicht aus, da der Fischer ihre Hand ein bißchen länger hält, als man das wohl tun sollte. Schweigend nehmen die vier die Abendmahlzeit ein. Das gute Zinngeschirr steht auf dem Tisch, und Hartikka hat einen Schnaps geholt, von dem auch die Mädchen ein Gläschen trinken dürfen. Zu Ehren des Gastes. Einmal sagt der Bauer, wohl mehr zu sich selber als zu seinem Gast: „Jasso, also Fischer bist du? Das ist eine gute Sache."

Börje, der Junge, nickt und sagt: „Ja. Das ist es." Und auch die Mädchen nicken zustimmend. Aber weiter sagen sie nichts. Und gleich nach dem Essen gehen sie in ihre Kammer, wo man sie noch eine Weile lispeln und kichern hört. Hartikka hat einen guten Tabak, von Torje, dem Seefahrer, aus England mitgebracht. Börje raucht bedächtig von dem Tabak und findet ihn auch gut. Dann sprechen sie von den Dingen, die sich im Lande ereignen. Vom Wetter, von den Viehpreisen, von Netzen und Fischen.

Später, als es schon Nacht ist und der Bauer dem Gast die Kammer weist, sagt er: „Ein Fischer oder ein Bauer sollte nicht meine Tochter Raili freien. Sie ist das Kind meiner zweiten Frau, und ihr Vater war mit den Renntieren auf den Wegen. Sie hat ein unruhiges Blut."

Als der Eismond zu Ende geht, werden Börje und Kirsti ein Paar. Es ist eine große Hochzeit, an der das ganze Dorf teilnimmt. Schade nur, daß Partanen, der Alte, nicht dabei sein kann. Aber das geht wohl nicht, denn zu Hause ist eine Ziege zu versorgen, und die Fangleinen an den Eislöchern müssen nachgesehen werden.

Noch zwei Wochen bleibt Börje in Joenii zu Gast. Aber als dann das Eis in den Nächten zu schreien beginnt, macht er sein Bündel zur Heimreise fertig. Es wird besprochen, daß Kirsti zu Ende des Taumonds mit dem Boot nachkommen soll. Die beiden stehen am Ufer. „Es ist ein ungutes Wetter", sagt Kirsti. „Du solltest doch lieber warten, bis es etwas nachgefroren hat."

Aber Börje lacht, daß man seine weißen Zähne schimmern sieht, und dann zischt das getaute Wasser unter seinen Stahlkufen, seine Gestalt wird kleiner und kleiner, bis nur ein winziges Pünktchen davon zu sehen ist. Da erst wendet sich Kirsti um und geht ins Haus zurück.

Drei Wochen später ist die Bucht frei vom Eis. Hartikka, der Bauer, und Kirsti fahren hinüber. Unweit von Eino Partanens Haus ziehen sie das Boot an Land und gehen über die schwarzgebrannte Halde, auf der noch der letzte Schnee liegt, den Hügel hinauf. Partanen, der Alte, sieht sie und kommt ihnen langsam ein Stück entgegen.

„Ich bin Hartikka von jenseits der Bucht", sagt der Bauer. „Und dies ist Kirsti, deines Sohnes Frau."

Der Fischer sieht an ihnen vorbei über das Wasser und nickt. Dann lädt er sie ein, in die Stube zu kommen. Er trägt Milch und Fleisch und Brot herzu, und die drei essen. „Das Brot ist mir heute nicht gut gelungen", sagt Partanen. „Börje hat es früher gebacken." Es ist ein seltsamer Klang in seiner Stimme. Hartikka horcht auf, und Kirsti stößt gegen ihr Glas, daß die Milch über den Tisch fließt.

„Ja", nickt Partanen. „Es hat ein Unglück gegeben mit dem Börje. Als er über die Bucht kam, ist er unter dem Eis ertrunken. Einen Steinwurf weit vom Ufer. Ich habe ihn neben Rauni, meine Frau, gelegt."

Es ist ganz still in der Stube. Man kann deutlich die Tränen hören, die von Kirstis Wangen auf den Tisch tropfen. Draußen kommt die Dämmerung aus den Wäldern gekrochen. Ein Zug großer Vögel rudert mit rauschenden Schwingen über dem Dach nach Norden.

„Und deshalb auch ist das Brot nicht gut", sagt Partanen noch einmal. Aber Hartikka, der Bauer, und Kirsti finden, daß sie selten ein so gutes Brot gegessen haben. Und Kirsti fügt hinzu, daß sie noch gar nicht wisse, ob ihm das Brot schmecken werde, das sie bereite. Hartikka, der Bauer, hat verstanden. Er nickt. Aber Partanen sagt: „Es ist noch Brot da für morgen und noch mehr Tage."

Da steht Kirsti auf und räumt das Geschirr ab. Sie wischt die verschüttete Milch vom Tisch und gießt ein neues Glas ein. Für den Gast, ihren Vater. Die beiden Alten sehen ihr schweigend zu und rauchen.

Am anderen Tage fährt Hartikka zurück. Partanen, der Fischer, bringt ihn zum Ufer und hilft ihm mit dem Boot. Ehe der Bauer einsteigt, wendet er sich noch einmal um und sieht zu der Hütte hinauf. Aber Kirsti steht nicht unter der Tür. Sie ist mit dem Aufräumen der Kammern beschäftigt. Dann wird sie die Ziege melken und neues Brot bereiten. Sie hat keine Zeit, unter der Tür zu stehen. Vielleicht später, im Renntiermond, wenn Hartikka wieder über die Bucht kommt und ihr die Wiege bringt, die er ihr versprochen hat . . .

Das Ekel.

Heiteres von Felix Riemkasten.

Es war uns angekündigt worden, daß ein junger Mann kommen würde, der Sohn einer befreundeten Familie. Wir kannten ihn bis dahin noch nicht. Immerhin trafen wir Vorbereitungen. Meine Frau backte einen Kuchen, und mir wurde gesagt, daß ich mich zu rasieren hätte. Alles um so einen jungen Mann, der vielleicht noch gar kein Mann ist.

Zu Edith, dem Mädchen, das bei uns dauernd umherwimmelte und das leider schon Kunde hatte von dem Ereignis, denn sie erschnoberte den Kuchenduft und fragte, für wen oder was das sei . . . Sie will immer dabei sein, wenn wir einen Kuchen aufzuessen haben.

„Edith", sagte ich, „gebärde dich nicht so mannstoll, wenn der junge Mann da ist. Erstens hat er vielleicht schon eine Braut, und zweitens mag er dich gar nicht. Du schielst."

Sie schielte natürlich kein bißchen, außer auf Kuchen, Neuigkeiten und — wie das so ist — auf sämtliche jungen Männer, denn dafür interessieren sich Mädchen. Wenn es für die Ehe nichts sein sollte, so kann es für die Liebe etwas sein, auf alle Fälle dient es der Erfahrung.

„Also benimm dich!" sagte ich ihr.

Sie benahm sich denn auch. Sie erschien schon lange vor der Zeit in ihrem blaßgrünen Kleid mit der Spitzenhäkelei, von dem sie sich den größten Eindruck erhoffte. Ich glaube, dieses Kleid ist ihre Waffe. Meine Frau sagt, ich sollte nicht so boshaft sein, so nüchtern, so häßlich. Das tat mir dann leid, und ich nahm den Ausdruck „Waffe" zurück. Ich sagte: „Ihr Netz ist das, zum Fischefangen." Dies aber erwähnte ich nur nebenbei. Vielleicht hätte ich es überhaupt nicht erwähnen sollen.

Edith half rührend, sie half wie eine Haustochter und verdiente sich ihren Anteil Kuchen ehrlich. Zwei Besorgungen machte sie, den Tisch half sie decken, zwischendurch puderte sie sich und klebte sich zwei Löckchen etwas fester. Ich mißbillige es durchaus nicht, es tut mir im Gegenteil leid, daß ich schon so alt bin, so etwas bemerken zu können. Früher konnte ich so etwas nie bemerken, ich war stets zu geblendet.

Um vier Uhr zehn kam dann der junge Mann. Ich kann diese jungen Männer nicht leiden, die sich herzlich eingeladen fühlen sollen, und dann kommen sie nicht, sondern erscheinen. Sie erscheinen mit einem viel zu teuren Blumenstrauß und verkrampfen sich das Gesicht zu einem Lächeln wie „Sonny Boy", obwohl hier gar keine Rede davon sein kann. Hereinkommen sollen sie, sich hinsetzen, jung sein und Atmosphäre ausströmen. Ich wenigstens hatte es früher so gemacht. Wenn ich wieder wegging, war hinter mir großes Gekakel, und manchmal durfte ich sogar wiederkommen. Inzwischen haben sich aber die Zeiten geändert.

Dieser junge Mann sah so jung aus, daß es einen erbarmen konnte, aber er trat so markig und so tadelfrei auf, daß es einen noch viel mehr erbarmen konnte. Er hatte absolut blanke, saubere Schuhe, seine Finger prahlten von Seife und schwerer Arbeit mit der Nagelbürste, und als er sich hinsetzen sollte, zum Donnerwetter, wollte er nicht eher sitzen, als alle anderen säßen. Er wollte nicht auf dem besseren Stuhl sitzen. Er wollte lehnenlos sitzen. Er übermittelte die Grüße seiner Eltern. Gegen Edith war er vollkommen kalt und höflich. „Gnädiges Fräulein", sagte er zu dem Gör und warf ihr keinen einzigen Blick zu, der Dummkopf, obwohl ich damals, in seiner Lage, sofort das genügend heiße Eisen gleich glührot geschmiedet hätte. Der Dummkopf!

Uns erzählte er, daß er alte Sprachen studiere, und das sagte er so, als seien seine verflixten alten Sprachen hundertmal kostbarer als die neuen Sprachen. Er sprach schon selber die älteste aller alten Sprachen.

„Das möchte ich denn doch nicht so uneingeschränkt behaupten", antwortete er, als ich ihn feurig einmal hochkitzeln wollte. Er sagte: „In gewissem Sinne . . . Er sagte: „Hierüber kann man sich schwer äußern . . ." Er sagte: „Verbindlichen Dank, gnädige Frau!" „Wenn ich mir gestatten darf . . .", sagte er und aß tatsächlich von dem Kuchen nur zwei Stücke, obwohl der Kuchen gut war und der ganze Bengel gefräßig aussah, wie sich das gehört für sein Alter und seine Figur. Ohne den mindesten Grund lächelte er, und beim geringsten Anlaß benahm er sich höflich, zuvorkommend, ergeben, aber auf den Leib rücken ließ er sich durch nichts. „Das wäre denn doch wohl immerhin ein zu rasches Urteil!"

Als er gegangen war — er ging glücklicherweise bald wieder weg — fragte ich Edith: „Wie hat der Mann dir gefallen?"

„Ein Ekel", sagte sie.

Ja, es war schade, um das grüne Kleid. Es wäre gar nicht nötig gewesen. Den Kuchen haben wir dann „unter uns" aufgegessen, aber leider geht von da an eine Seuche bei uns um. Eine Seuche der Höflichkeit.

„Dürfte ich höflich um den Senf ersuchen?" heißt es bei uns.

Dann lächelt der Ersuchte, als sei Gnade über Gnade auf ihn gefallen, und er schwingt den Senfpott und jauchzt beglückt: „Zum Wohle, zum Wohle!"

Bis es dann aus war damit, denn ich hatte zu Edith gesagt: „Mögen angenehme Träume deinen Schlaf umgaukeln!"

Es wurde ihr schlecht davon. Und das ist merkwürdig, denn es beweist, an wen sie sofort gedacht hatte, als ich ihr Träume wünschte, die ihren Schlaf umgaukeln sollten.

Nur das nicht!

Bunte Chronik

Ein Cello für 25 000 Mark!

Die Musikwelt Londons steht vor einem großen Ereignis. Ein Original-Stradivari-Cello wird in Kürze öffentlich versteigert. Die Musikliebhaber aller Welt werden mit gefüllten Taschen und Portemonnaies nach London reisen, um sich an dem Gebot für dies einzigartige Objekt zu beteiligen. Stradivari-Geigen werden häufig angeboten. Aber Celli von Stradivari sind eine große Seltenheit auf dem Markt für Streichinstrumente. Stradivari selbst hat nur 50 Instrumente eigenhändig hergestellt. Lediglich die Urgroßväter der jungen Generation von heute können sich in London an eine Stradivari-Cello-Auktion erinnern. Sie fand im Jahre 1862 statt. Unter den Musiksachverständigen hat bereits ein großes Rätselraten über den Preis eingesetzt, den der Auktionator erzielen dürfte. 20 oder 30 000 Mark, das ist die Frage. Wer mit weniger nach London reist, hat gar keine Chancen.

Lustige Ecke

Der kräftige Schlächter.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.